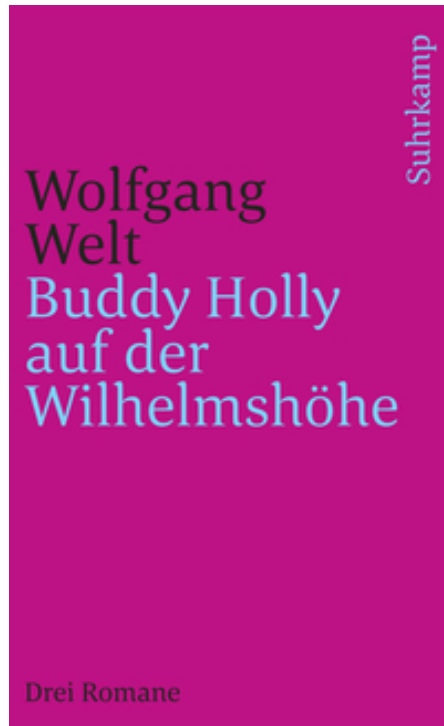


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Welt, Wolfgang
Buddy Holly auf der Wilhelmshöhe

Drei Romane

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3776
978-3-518-45776-4

suhrkamp taschenbuch 3776

Aus kleinen Verhältnissen stammend und mit einem abgebrochenen Studium im Gepäck, gerät Wolfgang Welt als Musikjournalist Anfang der achtziger Jahre in die Pop-Maschinerie. New Wave, Neue Deutsche Welle, Marabo, Sounds, Musik Express, Rockpalast, Herbert Grönemeyer, Dallas, Frauengeschichten, DJ-Dasein und immer wieder Buddy Holly sind Begleiterscheinungen einer kurzen, steilen Szenekarriere. Sie endet im Wahnsinn. Welt wird verhaftet und in die Psychiatrie gesteckt. Wieder halbwegs normal, schreibt er in großen Abständen drei autobiographische Romane, die hier vereint vorgelegt werden. 2002 erhält er ein Stipendium der Hermann-Lenz-Stiftung. Seit vielen Jahren arbeitet er als Nachtportier im Schauspielhaus seiner Heimatstadt Bochum und hört regelmäßig WDR 4.

Wolfgang Welt
Buddy Holly
auf der Wilhelmshöhe
Drei Romane

Suhrkamp

3. Auflage 2016

Erste Auflage 2006

suhrkamp taschenbuch 3776

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2006

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-45776-4

Buddy Holly
auf der Wilhelmshöhe
Drei Romane

*Für Barbara Römer,
wie immer sie jetzt heißen mag*

Peggy Sue

I left Peggy Sue a long time ago
Buddy's Song, Fleetwood Mac 1970

Hey Peggy, Peggy, Sui-Suicide
Drive She Said, Julian Cope 1991

Etwa zwei Jahre nach unserer ersten Begegnung machte mir Sabine am Telefon Aussicht auf einen Fick, allerdings nicht mit ihr selber, sondern mit ihrer jüngeren Schwester.

»Die Ute fängt jetzt hier an zu studieren und interessiert sich für Journalismus. Du hast doch da Verbindungen. Kannst du was für sie tun?«

»Klar doch. Sie soll mich mal anrufen.«

Sowenig Anlaß ich hatte, sicher zu sein – ich würde mit dieser Ute ficken, von der ich bis dahin immer nur gehört hatte und von der ich nicht wußte, wie sie aussah. Ich vermutete wie Sabine, nur zehn Jahre jünger. Mit der hatte ich auch mal vögeln wollen, ohne daß was draus wurde. Das war vor zwei Jahren gewesen, als ich sie kennengelernt hatte.

Ich hatte damals nach 14 Semestern mein Studium abgebrochen, sehr zum Leidwesen meiner Eltern, die immer so gerne einen Akademiker in der Familie gehabt hätten, und arbeitete als Hilfskraft in einem Schallplattenladen. Wenn ich jetzt vom Werkkreis Literatur der Arbeitswelt wäre, würde ich diese Maloche näher beschreiben. Mir kommt's nur drauf an zu sagen, daß ich am Ende war, im Arsch, wie es schien, ohne Zukunft, mit sechs Mark Stundenlohn.

Eine Freundin hatte ich auch nicht. Meine Tage verliefen ohne große Abwechslung. Acht Uhr aufstehen, halb zehn Schichtbeginn, Mittagspause, Tchibo, buttern, halb sieben Feierabend. Meine Arbeit verlangte wenig Können, die hätte auch jemand von McDonald's machen können, Platten alphabetisch einräumen, verkaufte Scheiben aus der Reserve rausziehen und kassieren. Wie bei McDonald's sind die Preise kodiert. Ich brauchte also nicht mehr z. B. 16,95 einzutippen, sondern gab den Code 12 ein, so wie

die Verkäufer in den Hamburger-Läden nur auf ein Symbol zu drücken brauchen. Mit der Kundschaft gab's kaum Gespräche, außer vielleicht »Der Bowie hat sein eigenes Fach«, »Die neue Müller-Westernhagen steht in der Wand«, »Michael Franks steht unter Diverse F«, »Nein, wir spielen nichts vor«, »Aus der Fernsehwerbung führen wir nichts«. Aber ich will ja kein Buch über langweilige Arbeit schreiben, sondern wie ich alles daransetzte, diese Ute zu ficken und wie das vorher mit ihrer Schwester gewesen war.

Claudia war schuld, daß ich sie kennenlernte. Ich war seit unserer Schulzeit mit ihr befreundet. Ab und zu gingen wir zusammen aus. Einmal war ich nahe dran, aber auch nur einmal, sie ins Bett zu kriegen, doch hatte ich mich dösig angestellt, und es blieb dabei, daß wir gute Freunde blieben. Sie weihte mich in einen Plan ein, telefonisch: »Ich hab' da 'ne Kollegin, die einen vermögenden Mann sucht. Die hat'n Kind. Ich will sie mal einladen und mit meinem Bruder verkuppeln.« Und da wollte sie zur Auflockerung, daß auch ich käme.

Werner war Apotheker. Schon an der Tür begegnete ich der jungen Dame und sagte: »Du mußt Sabine sein.« Sie schien mich für Werner zu halten und begrüßte mich mit einem Hallo. »Hat dir die Claudia gesagt, daß ich komme?« Ich klärte den Irrtum auf und klingelte.

Jetzt betrachtete ich sie im Hellen. Ich dachte sofort ans Ficken. Sie war etwas kleiner als ich, schlank, hatte lange braune Haare und eine etwas zu lange Nase. Auch wenn ich alles andere als der reiche Kerl war, den sie suchte, ich würde mein Glück versuchen. Claudia brachte uns ins Wohnzimmer. Werner tauchte geraume Zeit nicht auf. Mir war auch nicht ganz klar, ob er von Claudias Plänen wußte.

Nach so langer Zeit weiß ich nicht mehr genau, worüber ich mit Sabine sprach. Jedenfalls kamen wir auf ihr kleines Kind, und ich erriet, daß sie ihre Tochter Hannah

nach der Hannah Arendt benannt hatte. Eins zu null für mich. Darauf wäre der Apotheker bestimmt nicht gekommen. Ich erzählte ihr von meinem Job, und sie fragte mich, ob ich ihr eine LP von Leo Sayer besorgen könnte. »Soll ich dir die vorbeibringen?« »Kannst du gerne machen. Ich wohn' aber in Herbede. Du kannst sie auch der Claudia mitgeben. Die kann sie dann in die Schule mitbringen.«

Nein, das wollte ich mir nicht nehmen lassen.

»Ich hab' noch keinen Führerschein. Mein Vater kann mich zu dir hinfahren.« Zum erstenmal war ich froh, in einem Schallplattenladen zu arbeiten. Ich dachte natürlich sofort daran, mit ihr zu pennen bei der Gelegenheit.

Werner war noch nie einer der Freundlichsten gewesen. Er stürzte ab und zu rein, war unruhig, blieb kaum länger sitzen und tat so, als hätte er woanders im Haus noch was zu tun. Irgendwie kam die Rede auf den Haushalt, während er mal wieder kurz dasaß, und Sabine weigerte sich schon jetzt, später mal Hemden zu bügeln. Werner war in dieser Beziehung von seiner verstorbenen Mutter verwöhnt worden, und es gab den ersten Knall. Ich hätte für Sabine das Bügeln gelernt.

Gegen zehn ließ ich die drei alleine und war mir sicher, aus den beiden würde nie was, zumal er gerne Leitartikel aus der FAZ las und glaubte, während Sabine sich an diesem Abend als frühe Grüne entpuppte.

Zu Hause wichste ich und stellte mir dabei vor, wie Sabine auf mir saß. Das wiederholte sich in den nächsten Tagen.

Am Sonntag ließ ich mich von meinem Vater zu ihr hinfahren, mit der gewünschten Platte. Sie saß gerade mit einigen Freunden beim Kaffee und stillte anschließend die Kleine. Wenn sie tatsächlich nur auf einen vermögenden Mann scharf war, hatte ich schlechte Karten. Und in der Tat, sie erzählte mir, daß sie abends mit Werner ins Kino gehen würde. Ich war baff. Wie konnte die nur was mit die-

sem Miesepriem anfangen? Mit mir konnte die sich doch viel besser unterhalten. Um's kurz zu machen: Sie müssen schnell zusammen ins Bett gegangen sein, denn kurz drauf hieß es, sie würden heiraten, weil was unterwegs war.

Bei der trostlosen Hochzeit hörte ich das erstemal, daß Sabine eine jüngere Schwester hatte, und irgendwie hoffte ich damals schon, ihr irgendwann zu begegnen. Zur Feier des Tages war sie aus dem Harz nicht angereist.

In die Zeit, als ich Sabine kennenlernte, fällt auch mein Einstieg in den Journalismus, die zweite Voraussetzung, warum ich Ute ficken würde, außer der Tatsache, daß ich ihre Schwester kannte.

Ich hatte da noch 'ne Bekannte, mit der ich so einmal im Monat ausging, Susanne. Ich wußte, sie hatte einen Freund, den sie mir aber nie vorstellte, und wir redeten auch nie über ihn. Sie war in die Parallelklasse gegangen. Nach dem Abitur verloren wir uns aus den Augen. Unter anderem ging sie für ein Jahr nach England. Dann trafen wir uns zufällig im U-Bo und gingen von da an öfters einen zusammen trinken, wobei mir unklar blieb, ob ich eine Chance bei ihr hatte. Zu gerne hätte ich was mit ihr gehabt, aber ich traute mich nicht, Annäherungsversuche zu machen, so 'n bißchen Händchenhalten oder mal 'n Abschiedskuß. Man konnte sich mit ihr über alles unterhalten, doch in der Beziehung schien sie unnahbar. Dabei war sie sehr hübsch. Allerdings hatte sie 'ne breite Taille.

Wir waren also mal wieder im Spektrum, und ich schilderte ihr, was das für'n Scheiß im Laden sei, aber was wollte ich machen. Nach dem Studium war ich ja im Grunde froh, überhaupt einen Job gefunden zu haben. Susanne kannte die Besitzer meines Ladens, der Ladenkette, ein bißchen, noch junge Leute, neureich. Sie ließ kein gutes Haar an denen. Ich hatte bis jetzt wenig mit denen zu tun gehabt. Der Chef hatte schon mal mit seiner ständigen Begleiterin, die auch bei ihm arbeitete und das ELPI mit-

führte, samstags im Geschäft reingeguckt und ein bißchen über Kleinigkeiten gemosert. Ganz unsympathisch war er mir nicht vorgekommen.

Das Spektrum ist eine sogenannte Szene-Kneipe. Es hat einen viereckigen Tresen, und an den Wänden hängen Vergrößerungen von Guy Pellaerts berühmten »Rock Dreams«. Ich kannte vom Ansehen fast alle Leute, die hier rumliefen. Bochum ist ein Dorf. Zu einer bestimmten Uhrzeit scheint sich hier alles zu versammeln, bis es dann zwei Stunden später zu einer anderen Kneipe geht, die zu der Uhrzeit angesagt ist.

Unter anderem waren auch zwei Leute da, die immer zusammen auftauchten, eigentlich nichts Besonderes. Susanne zeigte auf sie: »Das sind die Verleger vom Marabo.« Der eine war etwas bullig, während der andere, längere für sein Alter schon ziemlich schütteres Haar hatte. Ich mußte an Pat und Patachon denken.

Das Marabo ist ein Stadtmagazin, das zu der Zeit, wie ähnliche Zeitschriften in anderen Ballungsräumen, zu florieren anfang. Vorbild war das Time Out in London. Das Marabo war jetzt ein halbes Jahr auf dem Markt, doch trotz der hohen Auflage von 20 000 Stück steckte es immer noch irgendwie in den Kinderschuhen mit seinem DIN-A5-Format. Der Veranstaltungskalender wies noch viele Lücken auf, und der redaktionelle Teil war geprägt von Dilettantismus.

Von Anfang an hatte ich mir für fünfzig Pfennig die Hefte gekauft und hätte auch gerne mitgemacht, aber ich war einfach zu schüchtern, da mal anzurufen und mich anzudienen. Schon länger hatte ich auch ein Thema, meinen Lieblingssänger Buddy Holly, dessen Todestag sich im folgenden Februar zum zwanzigsten Mal jähren würde. Ich war schon leicht schicker. Ich sagte Susanne, daß ich mal unbedingt mit den beiden reden müßte. Ich wühlte mich zu ihnen durch. »Ich hab' gehört, ihr seid ...« usw. Ich

war aufgeregt. Ich schlug ihnen vor, sie sollten was über Holly machen. Den kannten sie nur dem Namen nach. Sie schlugen vor, ich sollte was über ihn schreiben. Ich war perplex. So einfach ging das also. Nur mal kurz ansprechen. Vielleicht sollte ich es auch mal so bei Susanne versuchen, aber das machte ich nicht, auch wenn ich ganz blau war. Es beeindruckte sie auch nicht, als ich ihr von meinem Auftrag berichtete. Überhaupt konnte ich sie nie mit irgend etwas beeindrucken. Wenn jemand cool war, dann sie.

Ich hatte bis dahin kaum geschrieben, d. h., es war kaum etwas veröffentlicht worden, nur in SuS Aktuell, unserer Vereinszeitschrift. Ich hatte den alten Kämpen Bernd Manske und Hubert Sperling, den Jugendleiter, porträtiert. Außerdem hatte ich einen Bericht verfaßt über den MGV Eintracht Wilhelmshöhe in der Serie über Nachbarvereine. Wie fast jeder Mensch habe ich im ersten Schuljahr mit dem Schreiben angefangen. Mein erstes Wort war ›Moni‹, neben Udo die Titelfigur meines ersten Lesebuches. Rechnen hatte mir schon vor der Einschulung mein Vater beigebracht, der damals Lohnbuchhalter auf der Zechen Bruchstraße war. Auf dem Gymnasium war ich nicht besonders in Mathe, während ich in den anderen Fächern im Schnitt auf 'ner guten Drei stand. Ich kann nicht behaupten, daß ich mit meiner Schreiberei auffiel. Nur einmal, in der Obersekunda, wurde ein Aufsatz von mir vorgelesen zu dem Thema ›Der kluge Mann schweigt in finsternen Zeiten‹, aber nicht, weil er besonders gut war, sondern weil ich ein paar unorthodoxe Thesen vertreten hatte. Der Pauker, ein CDU-Mann, wollte mich vorführen. Am Ende gab die Klasse mir recht, und der Lehrer war so fair, mir eine bessere Zensur zu geben.

Nach dem Abitur traf ich meine erste leibhaftige Moni. Das heißt, ich kannte sie schon länger. Sie wohnte in der Nachbarschaft und war vier Jahre jünger. Sie war die

Schwester von zwei Jungs, die ich aus der Jugend unseres Vereins kannte. Ich weiß noch genau, wie einer der beiden, ihr Zwilling Bruder, nachmittags zu uns kam und fragte, ob ich der Monika nicht Nachhilfe in Englisch geben könnte. Auch an jenem Tag dachte ich sofort, die werde ich ficken. Sie war schlank und hübsch, hatte ein makelloses Gesicht mit einer Stupsnase.

Ich ging am nächsten Tag hin. Es stellte sich raus, daß sie von Englisch keine Ahnung hatte. Ich versuchte, mit ihr versäumte Vokabeln nachzupauken. Aber neben meinem Ehrgeiz, sie auf eine Vier zu bringen, dachte ich hauptsächlich daran, sie rumzukriegen. Ich war noch ziemlich unerfahren. Da waren nur die Christa und die Corinna gewesen. Mit beiden war es nicht sehr lange gutgegangen, wahrscheinlich weil ich mich zu doof angestellt hatte. Ich kriegte raus, daß Moni im Moment keinen Freund hatte, und sie sagte nach ein paar Stunden sehr schnell zu, als ich sie fragte, ob sie mit mir nicht mal in eine Kneipe gehen wollte.

Wir fuhren in die Innenstadt, und sie trank im Treffpunkt Pernod. Dann, auf dem Rückweg zum Hauptbahnhof, vor der Buchhandlung Janssen, umarmte sie mich plötzlich, und wir küßten uns. Einen Tag später kam sie bei mir vorbei, und ich fickte erstmals auf meiner Mansarde. Wenn ich mich recht erinnere, erzählte ich ihr auf meiner Liege, daß ich eines Tages Schriftsteller werden wollte. Es war zu meiner Hermann-Hesse-Zeit. Es schien sie nicht besonders zu beeindrucken. Kurz drauf machte sie eine Klassenfahrt, fing da auf Norderney was mit einem andern an, und ich durfte ihr nur noch Nachhilfe geben. Bis zu ihrem Abitur hoffte ich, sie würde mich noch einmal ranlassen, aber sie wehrte den kleinsten Kuß ab.

Später heiratete sie einen Ingenieur und ging mit ihm für ein paar Jahre nach Südamerika. Das letzte, was ich von ihr gehört habe, ist, daß sie eine Art Kursleiterin bei

den Scientologen ist. Sie schickte mir einen Prospekt mit Einstein drauf. Ich solle es auch mal mit Dianetik probieren.

Meine bisher größte Leistung auf dem Gebiet des Schreibens war wohl mein Briefwechsel mit meiner englischen Brieffreundin Sue in Sheffield, der erst einschloß, als sie sich verlobte. Ich schickte danach nur noch Weihnachtskarten an ihre Eltern. Ich war in Sue verliebt. Wir sind uns auch mal begegnet. Im September '70 fuhren wir mit der Abiturklasse nach London, und ich wollte sie unbedingt sehen. Ich rief bei ihr an. Ja, sie wolle kommen mit ihrem Vater. Und ob ich was dagegen hätte, wenn ihr Freund mitkommt. Sie hatte in ihren Briefen nie was von ihm geschrieben. Schließlich sah ich sie als meine Freundin an, und sie ging da fremd, während ich zu Hause keine hatte.

Wir verabredeten uns für den Piccadilly Circus, sonntags ein Uhr. Ich holte mir die Erlaubnis vom Klassenlehrer, der mit den andern Schülern zur Speaker's Corner wollte. Ich wartete eine Stunde vergeblich auf dem belebten Platz und hatte die Schnauze voll. Ich hatte sie sowieso voll. Sue mit dem andern. Ich war nicht besonders scharf drauf, das zu erleben.

Ich ging zu den Telefonzellen im Underground und suchte in einem der dicken Bücher nach der Nummer meiner Wirtin, von der ich nur die Adresse kannte. Ich wollte ihr sagen, ich sei auch zum Hyde Park gefahren, falls die aus Sheffield mal anriefen. Ich wollte mir gerade 6 77 84 95 notieren, als ich merkte, daß ich keinen Kuli dabei hatte. Ich fragte im Sonntagsgewirr einen jungen Mann, ob er mir aushelfen könnte.

»Oh, are you German?«

»Ja.« Sprach ich so schlecht Englisch?

»Are you Wolfgang?« Er war Sues Freund. Er wollte gerade meine Wirtin anrufen. Wir gingen nach oben. Ich kam

nicht auf den Gedanken, Sue einen Begrüßungskuß zu geben.

Wir gingen durch Soho spazieren. Der Vater, Bob, ein Taxifahrer, war seit dem Krieg nicht mehr in London gewesen. Er fragte mich, was mein Vater im Krieg gemacht hatte, und ich sagte Marine. Er selbst war Fallschirmspringer gewesen. Mit Sue unterhielt ich mich kaum. Sie hielt Händchen mit ihrem Lol. Ich wußte, an diesem Nachmittag hatte ich meine einzige Freundin verloren. Später fuhr ich noch mal hoch nach Sheffield, vier Jahre später. Unsere Brieffreundschaft war inzwischen auf ein Minimum beschränkt.

Ich wußte auch nicht, warum ich hinfuhr. Ich hatte ein paar Freundinnen gehabt, aber keine länger, und vielleicht hatte ich die Hoffnung, daß es doch noch was mit Sue gäbe, wenigstens ein kleines Nümmerchen, aber mittlerweile war sie mit diesem Typen verlobt. Ihre Mutter holte mich vom Bahnhof ab, und wir fuhren mit dem Bus raus nach Hackenthorpe. Abends gingen wir alle zusammen raus. Es war freitags, und die Kneipe war voll. Sues Bruder kam mit seiner Frau auch mit. Wieder gelang es mir nicht, mit Sue ins Gespräch zu kommen. (Die Mutter hieß übrigens Peggy. Das ergab »Peggy Sue«, mein Lieblingslied von Buddy Holly. Fand ich lustig.) Meist unterhielt ich mich mit Bob, der ein guter Erzähler war. Ich verstand allerdings nicht alles, weil er einen starken Akzent hatte. Sue sagte mir nur was, als die Platte ›It Don't Come Easy‹ von Ringo Starr aus der Musik-Box kam. Ein Diskjockey im Radio hatte mal angesagt ›I Don't Come Easy‹. Das war das einzige Mal, daß wir zusammen lachten.

Wir waren schon alle recht besoffen, als die Polizeistunde eingeläutet wurde. Sue kaufte noch ein paar Getränke für zu Hause. Wir tranken weiter. Ihre jüngere Schwester kam heim. Sie griff sich, ohne zu fragen, eine der Bierpul-len. Sue regte sich furchtbar auf. Sie hätte bezahlt und

hätte ihr keine Erlaubnis gegeben. Ein Wort gab das andere, die Eltern mischten sich ein, und plötzlich stand Bob mit einem Brotmesser im Wohnzimmer. Er drohte Sue. Die Mutter hielt ihn heulend zurück. Ich konnte dem Wortwechsel nicht mehr folgen. Am Ende warf er sie raus. Mit ihrem Freund, der die Sache schweigend verfolgt hatte, übernachtete sie draußen in seinem alten Wagen.

Am nächsten Morgen fragte sie mich, als sie wieder reindurfte, ob ich sauer sei. Ich sagte ihr, daß ich nicht böse sei, mir hätte sie ja nichts getan. Ich wollte nachmittags abreisen. Bob stellte seinen Kassettenrekorder an. Für einen Sechzigjährigen hatte er einen eigentümlichen Geschmack.

»Hier, hör dir mal die double lead guitar von Wishbone Ash an.« Danach hatte er dreimal hintereinander ›Rebel Rebel‹ von David Bowie auf Band. Mein Vater stand mehr auf ›Alte Kameraden‹ und Seemannslieder. Sue zeigte mir dazu Fotos aus dem Urlaub. Ich fragte sie, ob ich vielleicht eins haben könnte. Sicher. Ich wählte mir drei aus, eins von ihr im Minirock am Strand von Torquay. Ich wußte, ich würde sie nie wiedersehen. Sie würde bald ihren Verlobten heiraten.

Wichtiger an meinem damaligen Aufenthalt in England war eine andere Begegnung, zumal sie was mit meiner späteren Schreiberei zu tun hat. Seit August 72 hatte ich einen neuen Lieblingssänger. Ich las in der Zeit, geschrieben von Franz Schöler, daß da einer Songs im Stile von Buddy Holly schrieb, wenn auch anders sang. Ich kaufte mir diese LP von dem mir bis dahin unbekanntem Phillip Goodhand-Tait und war sofort begeistert. Ich besorgte mir noch zwei andere Platten von ihm, die hier auf dem Markt waren. Als ich aus Sheffield zurück war, blieb ich noch 'ne Woche in London. Und da suchte ich die record shops nach einer Neuerscheinung von Phillip Goodhand-Tait ab. In der Dean Street fand ich eine unter ›male voca-

lists«. Sie trug einfach nur seinen Namen als Titel und hatte ein Klappcover, das ihn am Piano zeigte.

Ich las die Credits im Innern. Darunter stand die Adresse seiner Plattenfirma: New Oxford Street. Das war nur fünf Minuten weg. Ich entschloß mich hinzugehen und um ein Autogramm zu bitten. Im Sekretariat war man erstaunt, daß ihn überhaupt jemand aus Deutschland kannte. Ob ich das Autogramm auf die Platte haben wollte? Wie? Ich verstand nicht richtig. Sollte ich sie dalassen? »No. Phillip is upstairs.« Jemand wurde nach ihm geschickt.

Als er runterkam, brachte ich kaum was raus. Ich hielt ihm die Platte hin. Er wunderte sich. Wie? Die wird immer noch vertrieben? Sie war schon ein Jahr alt. Ich sprach ihn auf Buddy Holly an. Auf ›Songfall‹ hatte er dessen ›Everyday‹ gesungen. »Ich singe auch ›Oh Boy‹ und ›Peggy Sue‹ auf der Bühne.« Er schien scheu zu sein. Wahrscheinlich war ich einer von höchstens zwanzig Leuten, die ihn je um ein Autogramm gebeten hatten. Er verabschiedete sich, hatte noch was im Studio zu tun. Ich war glücklich. Ich hatte nur diesen einen Lieblingssänger (außer dem toten Buddy Holly), und ich bekam nicht nur ein Autogramm von ihm, ich lernte ihn auch kennen. Ich beschloß, ihn irgendwann wiederzutreffen, wenn ich weniger nervös sein würde, um mich richtig mit ihm zu unterhalten.

Im Jahr drauf wollte ich weg von zu Hause. Für immer. Ich hatte keine neue Freundin gefunden, hatte die Schnauze gestrichen voll und außerdem, wie ich meinte, einen Traumjob in London in Aussicht, bei Foyle's, der angeblich größten Buchhandlung der Welt. Meine Mutter heulte beim Abschied. Ich hatte zwar nur von ein paar Monaten gesprochen, doch schien sie zu ahnen, daß ich ohne Rückkehr plante. Ich nahm fünftausend Mark mit, die ich im Sommer in den Semesterferien als Beifahrer auf einem Bierwagen verdient hatte.

Ich wohnte in Thornton Heath bei einem jungen Ehe-

paar für neun Pfund die Woche. Sie waren Bekannte von Mrs. Jepsen, bei der ich sonst immer in London logiert hatte. Mark und Judy waren Bankangestellte. Bei Judy mußte ich nicht sofort an Ficken denken, eigentlich die ganze Zeit über nicht. Sie hatte so strähniges blondes Haar, das mir nicht gefiel. Die beiden machten mittwochs immer ihr Nümmerchen. Ich kann mich noch genau dran erinnern, wie sie einmal zu ihm sagte, gegen 23.00 Uhr: »Komm endlich, sonst verpaßt du noch den Mitternachtsfilm.« Ich sah mir solange das Programm an. Mark war rechtzeitig wieder da.

Judy hatte eine siebzehnjährige Schwester, die noch bei ihren Eltern in einem etwas feineren Vorort hinter Croydon wohnte. Sie lernte Deutsch in der Schule. Ab und zu nahmen mich Mark und Judy zu ihr mit, und ich half ihr bei den Hausaufgaben. Ich verliebte mich in sie. Wir knutschten dann später auch, aber wenn ich Anstalten zum Vögeln machte, wehrte sie jedesmal ab. Einmal, als ich sie zum Babysitten begleitete, ging mir einer ab, als wir machten und taten.

Den Job bei Foyle's hatte ich nur eine Woche. Es war was für 'n Arsch. Ich kriegte nur zweiundzwanzig Pfund die Woche und mußte dafür morgens Pakete öffnen in einem Keller, der mich an Charles Dickens erinnerte. Nachmittags stand ich in der medizinischen Abteilung wie der Ochs vorm Berge, wenn mich einer nach einem bestimmten Buch fragte. Ich konnte nur Kassenzettel ausfüllen. Ich quittierte also den Job und lebte vom Geld der Brauerei.

Vor meinem London-Aufenthalt hatte ich Phillip geschrieben, ob er sich noch an mich erinnerte und ob er mich wiedersehen wollte. Mich interessierte auch, was er nun machte. Er hatte geantwortet, daß ein Sampler von ihm raus sei, ›Jingle Jangle Man‹, daß ihm seine Firma gekündigt hatte und – am wichtigsten – daß Roger Daltrey